Schlesisches Kirchenblatt.

№ 27. X. Jahrgang.



Herausgeber: Dr. Joseph Sauer, Rektor des fürstbischöfl. Klerikal-Seminars.

Verleger: G. P. Aderholz.

Breslau, den 6. Juli 1844.

Beiträge zur Geschichte der segensreichen Wirksamkeit der Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Äußeres Leben und Beschäftigung der Indianer unter der Herrschaft der Jesuiten.

Die Indianer arbeiteten, wie schon bemerkt ward, nicht für sich, sondern für die Jesuiten, und erhielten alles zum Leben Nöthige, wie Kleidung, Speise u. s. w. von diesen.

Die Kleidung der Indianer bestand für die Männer aus der camiseta, d. h. einem bis unter die Knie reichenden Hemde ohne Kragen und mit kurzen Aermeln und aus Hosen; für die Weiber aus einem Hemde tipöi oder naïbi genannt, welches vom Halse an, ohne einen Ausschnitt zu haben, bis an die Knöchel ging und ebenfalls kurze Aermel hatte. Diese Kleidungsstücke wurden alle im Lande fabrizirt und der Stoff derselben war einfaches weißes Baumwollenzeug (lienzo) oder, wie gewöhnlich bei der Kleidung der Dorfrichter, Kirchendiener u. dgl. m., doppeltes und gestreiftes Zeug (listádo, macāna).

Die Nahrungsmittel, welche die Indianer tagtäglich erhielten, sind bereits angegeben; ebenso ist auch das Nähere über die Krankenpflege mitgetheilt. Was das Verhältniß der Geschlechter zu einander betrifft, so waren die Männer stets streng von den Weibern abgesondert, sowohl bei allen Arbeiten, als auch in der Kirche und bei den Processionen. Auch durfte zur Zeit der Jesuiten kein Weib das Collegium betreten außer an den wenigen Vormittagsstunden der drei Festtage des Schutzheiligen des Dorfes. Hatte ein über 10 Jahre altes Mädchen ein Anliegen im Collegio vorzubringen, so mußte es an einem im Corridor des Haupteinganges der Kirche befindlichen Seile ziehen, welches mit Glocken in Verbindung stand, die in den Zimmern der Jesuiten und an der Sakristei hingen, und von denen die Glocken der Sakristei (in welcher Tag und Nacht stets zwei Diener abwechselnd wachend waren) für die Kranken-Anzeige bestimmt waren. Beim Anziehen einer Glocke erschien sogleich der Jesuit oder ein Kirchendiener vor der Thür, um nach dem Begehr des Läutenden zu fragen.

Was die Gärtnerei betrifft, so wurden außer den Küchenkräutern und den Farbe- und Arzneipflanzen in den Gärten viele Arten von Obst gezogen, namentlich Apfelsinen, Citronen, Limas, Quitten, Tamarinden, Feigen und Trauben. Diese Obstarten pflanzten die Jesuiten wo sie nur konnten. Es gab sogar Missionäre, welche Obstkerne und andere Samen stets bei sich führten und auf Reisen und Promenaden überall, wo es nur passend schien, aussäeten.

Der Ackerbau war von den Jesuiten so eingerichtet, daß aus einer weisen Vorsicht mehr gesäet wurde, als für die in Aussicht genommene Erndte nöthig war, indem man nämlich den Ausfall durch Diebstahl der Indianer, den Schaden durch Vögel und andere wilde Thiere und die Möglichkeit einer schlechten Jahreszeit in Anschlag brachte. Alle Äcker (chacos) enthielten Mais, Reis, Yuca, Platanos, Zuckerrohr, Baumwolle (weiße und gelbe), zapallos, hocos, mani, Taback, Bohnen, Erbsen u. s. w.; Kaffe wurde wenig, Cacao gar nicht gebaut, letzteres deshalb, weil Cacao der Hauptartikel von Majos war und die einzelnen Länder der Jesuiten nach einem bestimmten auf das Handelsinteresse des Ordens sich beziehenden Systeme bebaut wurden.

In Betreff der Viehzucht wurde eine ganz besondere Sorgfalt auf die Pferde und Maulthiere verwandt. Die Padres besaßen viele und große Meiereien (Estancia's), und man kann sich von dem Reichthum derselben einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jedes Dorf stets 3 bis 4 Pearas (eine Peara hat 10 Maulthiere) und 50 Pferde bereit hatte, um die Landesprodukte auszuführen und dagegen die Bedürfnisse aus dem Aus-

land heim zu bringen. Die Ochsen wurden nicht allein zum Ziehen, sondern auch zum Tragen abgerichtet; und wie viel Fleisch bedurfte man nicht, um die tägliche Austheilung von Fleisch machen zu können, zumal da die Jesuiten keine kleine Stücke gaben, an Festtagen und bei Besuchen noch mehr gebraucht ward und viele Thiere durch Verirrung, Diebstahl, Tiger, Schlangen, Seuchen, eintretende Ueberschwemmungen oder durch die Hitze der trockenen Jahreszeit verloren gingen. Wenn ich bedenke, wie groß noch 1831 der Viehstand von Chiquitos war, und die Zahl des noch jetzt in Paraguay und Mojos vorhandenen Viehs zusammenrechne, so muß ich auf einen enormen Vieh-Reichthum des Landes in jenen frühern Zeiten zurückschließen. Heut zu Tage hat Chiquitos kaum 6000 Stück Rindvieh und 200 Pferde. Uebrigens gab es auch eine Menge Schafe, Ziegen, Schweine, und andere Thiere, und jedes Dorf hatte sein Federvieh, über welches gewöhnlich ein alter Indianer als Aufseher gesetzt war. Die Arbeiten wurden den Indianern so angenehm als möglich gemacht. Mit Musik zogen dieselben auf's Feld, mit Musik aßen sie, zu Musik und mit Musik zogen sie am Abend in das Dorf zurück. Auch bei sonstigen Beschäftigungen spielte die Musik eine Rolle; so war z. B. wenn ein großer Baumstamm in's Dorf gebracht wurde, derselbe nicht blos mit Bändern und Blumen geschmückt, sondern es ertönte dabei auch Gesang, Instrumentalmusik und Glockengeläute, und eben dasselbe geschah bei der Errichtung eines Kreuzes und andern Gelegenheiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mäßigkeits-Verein und seine Gegner.

Wird ein Unternehmen begonnen, was ein allgemeines Interesse erregt und allgemeinen Nutzen oder allgemeines Wohl im Auge hat, so ist wohl nichts natürlicher, als daß sich Stimmen dafür und dagegen erheben. Die Sache wird durchgesprochen; das Nützliche, das Gute muß sich bewähren und grade daß es Gegner fand, wird die Ursache seines Sieges. So ist es wohl auch mit dem in's Leben getretenen Mäßigkeitsvereine. Man sollte glauben, schon der Gedanke: Alle sollen beitragen, handeln, opfern, damit ein durch Trunk in geistiges und leibliches Elend versunkenes Volk aus seinem Elend gerissen und auf die Stufe wahrer Menschheit gehoben werde, — schon dieser Gedanke müßte alle entflammen und fortreißen, daß sie gern und willig ihr Opfer niederlegten auf den Altar heiliger Menschen- und Bruderliebe; dennoch findet der Mäßigkeitsverein seine Gegner.

Man vereint sich doch sonst so gern zu allem Möglichen. Es gibt Vereine zur Veredlung der Viehzucht — viel Geld kosten sie; — der Verein zur Veredlung der Menschen aber soll nicht bestehen. Es gibt Vereine zur Anlegung von Eisenbahnen und Straßen — der Nutzen, ein rein irdischer, liegt noch in der Zukunft, ungewiß und dem Zufalle ausgesetzt; der Verein aber, wo nicht einzelne schon vermögende Aktionäre, Kaufleute, Handwerker und Reisende, sondern viele Tausende, die vorher in Armuth versunken waren, ganz sicher gewinnen, wird angefochten. Es gibt eine Verbrüderung für Wohlthätigkeit (der Freimaurer-Orden) und wer ihr beitritt, bindet sich an sie durch ein eidliches Versprechen, und Viele sind stolz darauf, dieser Verbrüderung anzugehören, viele wünschen in sie aufgenommen zu werden; die Verbrüderung aber, durch welche ein kräftig Volk zu seiner wahren Kraft erhoben und die Verarmung in ihrer Wurzel geheilt werden soll, wird angegriffen, weil sie ein einfaches Gelübde fordert und recht viele weigern sich, ihr beizutreten. Die vielen Vereine zu Vergnügungen, die recht kostspielig sind, will ich nicht einmal erwähnen, weil sie keinen Nutzen gewähren.

Woher es kommt, daß unter so vielen Vereinen grade der genannte noch so viele Gegner findet, will ich dahingestellt sein lassen; aber die Gründe, welche diese Gegner vorbringen, will ich beleuchten, nicht um zum Beitritt zu nöthigen, nicht um zu tadeln, sondern nur um überhaupt richtige Ansichten dafür zu gewinnen und die Gegner wenigstens so weit zu bewegen, daß sie ferner keine abhalten, zu diesem hohen, man könnte sagen heiligen Vereine beizutreten.

> Man sagt: Das ist ein Zwang! Zwang lasse ich mir nicht anthun; man wird ein Sklave!

Wer zwingt denn aber zum Beitritt? Etwa der Geistliche? O nein! er ist weit davon entfernt; er braucht nur das Wort, das den Willen bewegende Wort Gottes, er stellt nur die entsetzlichen Folgen des Trunkes vor Augen, weiset auf das Elend hin, welches daraus schon entsprungen und ladet zur Abhilfe ein. Wenn dadurch der Wille bewegt wird und der Mensch beitritt, ist das Zwang! Wäre das Zwang, dann lebten wir gewiß unter beständigem Zwange; denn hier bewegt uns fremdes Elend zum Handeln; dort das Gesetz des Staates; da wieder das Wort Gottes und — wie oft blos die Meinung anderer Menschen, die Mode; wie oft die Furcht vor schlechten Menschen, die höhere Güter und Freuden nicht kennen, als die Genüsse der Sinnlichkeit. — Ist das Zwang, wenn der Mensch nach Vernunft handelt und das vermeidet, was nach der Erfahrung ihm schadet? Ist es Zwang, daß wir das Gift nicht genießen, dessen mäßiger Genuß uns schon Krankheit bringt, dessen voller Genuß aber den Tod herbeiführte. So ist es auch mit den Getränken, gegen welche der Verein arbeitet. Die Vernunft, nachdem sie alle Folgen derselben überlegt hat, verbietet sie; wer aber nach der Vernunft handelt, der ist wahrhaft frei, nur wer von Genüssen und Leidenschaften sich leiten läßt, ist wahrhaft ein Sklave. Wer daher zum Kampfe sich stellt in die Reihen der Kämpfer gegen die Leidenschaften, in unserm Verein gegen den Trunk, die Quelle so vieler Sünden und Leidenschaften, zeigt der nicht grade, daß er die Freiheit liebt und schätzt, daß er selbst frei ist und groß und edel und die Menschheit zur wahren Freiheit erheben will.

> Nun — wird eingeworfen — das Enthalten von diesen Getränken ist die Sklaverei, der Zwang nicht; sondern das Gelübde!

Darauf antworte ich: Die Vernunft sagt dem Menschen stets, was er thun und lassen soll, folgt aber der Mensch immer der Vernunft? Der Mensch macht oft die herrlichsten Vorsätze, von seiner Vernunft dazu bewogen; aber wie oft (die Erfahrung wird es wohl jedem sagen) sind wir zu schwach, der Vernunft zu folgen! Der Wille gibt nach, die heiligsten Vorsätze werden zu Grabe getragen; — es steht fest, wir brauchen Stärkungen, wir brauchen Stützen. Solche Stützen bieten uns die Religion an und unter ihnen auch das Gelübde. Das Gelübde also ist bloße Stütze, ein Stab für unseren Willen, ein Bindemittel des Willens an die Forderungen der Vernunft und Religion, somit auch ein Erhebungsmittel zur wahren

geistigen Freiheit und kein Zwang! — Wäre das Gelübde Zwang, wäre der Eid Zwang, so stünden wir ja längst alle unter solchem Zwange. Fordert nicht die Vernunft und Religion, daß wir alle unsere Bürgerpflichten, die Pflichten unseres Amtes erfüllen, dem Vaterlande und dem Könige treu sein sollen? dennoch verpflichtet uns alle, die einen der Bürgereid, die andern der Amtseid, wieder andere der Fahneneid. Dabei beklagt sich Niemand über Zwang, weil er diesen Eid als Bindemittel an seine heiligsten Pflichten betrachtet. — Sagt jetzt einer noch: Ich habe mir den Vorsatz gemacht, nicht mehr zu trinken, diesen werde ich halten ohne das Gelübde, so will ich nur hinweisen auf so Viele, welche Gleiches gesprochen haben und doch gefallen sind. Niemand kann sich seiner Stärke in Allem rühmen, ich weise hin auf so viele Erfahrungen von Schwäche, die jeder, der sich nicht muthwillig selbst täuscht, in seinem Leben finden kann.

> Man muß sich aber auf das ganze Leben verpflichten, nicht mehr zu trinken, und man kann am Ende das Gelübde nicht halten.

Verpflichtet denn nicht der Bürger-, Fahnen- und Amts-Eid auch auf das ganze Leben und doch nimmt Niemand aus dem Grunde, daß im Leben Augenblicke kommen können, wo er diesen Eid zu brechen versucht wäre, Anstand ihn zu leisten. Jeder leistet solchen Eid ohne Bedenken, obgleich es gar große Gefahren und Versuchungen gibt, diese Eidschwüre zu brechen, und obgleich wir besonders in Beziehung auf Amtseid nicht selten Bruch des Eides und in Kleinigkeiten gar häufige Verletzungen vor uns sehen. Das Gelübde aber zu halten, das irländische Bauern und Bettler, das aber auch englische Lords halten, das sollte uns zu schwer werden? Was soll uns eigentlich zum Bruch des Gelübdes verleiten? Ich werde das weiter unten mit berühren und beantworten; jetzt nur so viel, daß ja von dem einfachen Gelübde eine Lösung stattfindet, wenn durchaus jemand sich einmal betrinken oder ein Säufer werden müßte.

> Wer das Gute thun will, muß es freiwillig thun, nicht durch ein Gelübde dazu gezwungen, sonst hört es auf Tugend zu sein.

Wirklich! dann hört ja Amtstreue, Bürgertreue, Treue gegen Vaterland und König auch auf, Tugend zu sein. Tugend ist Kampf. Der Feldherr, welcher im Kampf, um den Sieg zu erringen, alle ihm sich darbietenden Mittel braucht, ist gewiß ein weiser Feldherr; so ist auch der Mensch zu loben, der alle Mittel gegen das Laster ergreift. Der Kampf hört auch mit dem Gelübde nicht auf, darum auch nicht die Tugend; das Gelübde aber ist Mittel zum Siege gegen ein Laster und da es der Mensch mit Selbstverleugnung ablegt, so ist schon diese Ablegung selbst Tugend. Da er es aber ungezwungen thut, so ist es freiwillige, also wirkliche Tugend; nur dann, wenn die Kirche oder der Staat das Gelübde erzwingen wollten, wäre keine Tugend mehr da. Man sehe nur die heilige Begeisterung, mit welcher das Volk zu diesem Gelübde sich drängt, wie sie auf ihren Knieen liegen und um Aufnahme bitten, wenn sie ihnen verweigert wird, und man wird an dabei obwaltende Tugend glauben lernen.

> Es wäre genug, wenn nur die Geistlichen mehrere Male von dem Laster predigten; es würde bald aufhören. Wozu erst das Gelübde?

Ganz kurz! Wie viele besuchen denn die Predigten regelmäßig; wie viele überhaupt? Und wenn die Predigten wirklich das erwirkten, daß die Menschen vom Laster sich wendeten, nachdem sie einige Male seine Verwerflichkeit erschaut haben, könnte es dann noch ein Laster geben? Es muß also ein stärkeres Mittel ergriffen werden, das Gelübde.

> Dann kann man keine Gesellschaften mehr besuchen, kein Taufen, keine Hochzeit, keine Geburts- und Namensfeste, es würde zum Bruch des Gebübdes verleiten.

Das heißt also so viel: „Ich muß mich bei allen solchen Gelegenheiten betrinken, um froh und heiter sein zu können und Unterhaltung zu haben;" oder: „Ich fürchte mich, von andern meines Gelübdes wegen verlacht und verspottet zu werden." In jedem dieser Fälle stündest du unter dem Bauer. Der sieht ein, daß er bei Hochzeiten und Taufen auch nur bei einer Tasse Kaffe heiter sein kann und — er ist es wirklich. Der Bauer fürchtet den Spott nicht; denn der Bauerbursche, der jetzt zur Uebung fort muß, dort mit anderen, noch nicht dem Vereine beigetretenen Landwehrmännern zusammen kommen wird, er geht mit wahrem Heldenmuthe dem Spotte entgegen. — Wahrlich, wenn die ersten Christen den Spott auch so sehr gefüchtet hätten, es gäbe kein Christenthum; denn selbst der Name Christen war zuerst ein Spottname; aber so freudig wurde er ertragen, daß ihn die Bekenner der Jesus-Lehre bald als ihren allgemeinen Ehrennamen führten. Wie weit sind also heutige Christen von den Tugenden der ersten Christen entfernt, die auch bei Festen mit den Heiden nicht von ihrem Opferfleische essen durften. Hier tritt zugleich die wahre Sklaverei ein, die Sklaverei der Furcht vor den Schlechten, die alles Gute und Nützliche verlachen und verspotten. Willst du vielleicht warten, bis der Verein so weit verbreitet ist, daß man die nicht Beigetretenen verlacht?

> Aber bei Hochzeiten, Taufen, Namenstagen und anderen Festen ist man schon des guten Tons wegen in Gefahr, das Gelübde zu brechen; man kann doch nicht für Alles danken, muß doch Gesundheiten trinken, kann sich nicht immerfort nöthigen lassen.

Da alle wissen, daß der Verein schon begründet ist, wird gewiß jeder Gebildete, um seine Gäste nicht zu beleidigen, solche Getränke aufsetzen, welche erlaubt sind, und Niemand, welcher weiß, daß er ein Mitglied des Vereins vor sich hat, wird so unbescheiden sein, zu mehrerem Trinken aufzufordern; bei Gesundheiten aber muß ja nicht jedesmal ein volles Glas geleert werden. — Wer nimmt es denn dem Katholiken übel, wenn er an Fasttagen kein Fleisch ißt? Doch höchstens der Ungebildete oder der, welcher nicht weiß, daß man den am höchsten schätzen müsse, der seine religiösen Pflichten am heiligsten hält, weil ein solcher auch sonst gewissenhaft und fest, also achtungswerth ist. — Jeder Mensch kennt wohl auch das Maaß, welches er genießen darf, ohne trunken zu werden. Die meisten von denen, welche die eben in Frage stehende Einwendungen bringen, wissen auch von früheren Gelegenheiten her, wie viel sie genießen können, um nicht gradezu unmäßig zu sein — von Rechtswegen muß das jeder Mensch wissen, da ja sogar das Thier sein Maaß kennt.

> Man kann das Gelübde brechen, ohne daß man es weiß; denn Bier und Obstwein können mit Arak und Branntwein versetzt werden.

Wer unwissend sündigt, hat keine Sünde; er darf sich also nicht überreden lassen: du hast jetzt einmal das Gelübde gebrochen; jetzt kannst du schon trinken. Darüber möchten die Geistlichen noch mehr und besser, besonders unser Landvolk belehren, sowie auch darüber, daß in allen Krankheitsfällen, wo Spirituosa als Heil-

mittel angewendet werden müssen, kein Bruch des Gelübdes stattfindet.

(Beschluß folgt.)

Missionen.

Columbus, Ohio, 17. Mai.

Auf Ew. sehr geehrten, lieben Brief vom 7. März, den ich am letzten April c. erhielt, hatte ich bereits freudigen Herzens eine Antwort niedergesetzt, (enthaltend einige Berichte über die Consecration der hochwürdigsten Bischöfe Herren Henni und Reynolds), um sie ihnen so bald als möglich zu überschicken; — da kommt ein Ereigniß dazwischen, das in Folge des tiefen und niederbeugenden Eindrucks, den es auf die Gemüther der Bessern macht, mich bestimmt, Ihnen auf dem ersten Raume dieses Papieres darüber einige Nachricht zu geben. Es ist, so zu sagen, nichts anderes, als die Anzeige eines Sieges, den die Hölle an einem Orte des hiesigen Landes über die Kirche Christi davon getragen hat oder davon getragen zu haben sich rühmen und freuen wird; die Anzeige eines Gewaltstreiches, den Parteiwuth, im Bunde mit dem blindesten Fanatismus gegen die Katholiken geführt. Philadelphia ist in der jüngsten Zeit (vom 7. bis 10. Mai) der Schauplatz von Gräuelscenen gewesen, die uns in die finstersten Zeiten der Barbarei und der Verfolgungssucht zurückversetzen. Zwei der schönsten und ältesten katholischen Kirchen liegen daselbst in Asche und Trümmer, — ein Seminar, ein Schulhaus, ein ehemaliges Jungfrauenkloster und viele Häuser rc. sind niedergebrannt, — — und das Alles ist nicht durch unglücklichen Zufall, sondern — durch Menschenhände, durch Feinde der Katholiken geschehen. Durch die Partei der Nativisten oder Natives, welchen Namen ich Ihnen, wie ich glaube, schon früher einmal genannt habe, ist dieses alles herbeigeführt worden. Die Anhänger dieser Partei sind übermüthige Amerikaner, die stolz darauf sind, in diesem Lande geboren zu sein und in diesem ihren Dünkel gegen alle Einwanderer auftreten, sie mögen einer Nation oder eines Bekenntnisses sein, wessen sie wollen, — um ihnen die Rechte zu entziehen, die dieses Land und seine Gesetze jedem seiner Bürger zusichert. Diese Partei hat sich in der letzten Zeit besonders thätig und zahlreich gezeigt. In allen ihren Versammlungen zeigten sie die bitterste Gehässigkeit gegen alle Eingewanderten, besonders gegen Deutsche und Irländer. Das Endziel des Strebens der Exaltirtesten unter ihnen war aber immer gegen die kathol. Kirche gerichtet, so daß man fast in jeder ihrer Versammlungen von einigen oder mehren Sprechern jenen Spruch des Cato oder vielmehr die Meinung desselben, „ceterum censeo etc. etc." gegen die kathol. Kirche ausgesprochen fand. Was sie intendirt, was man aber kaum hätte glauben sollen, daß es geschehen würde, ist geschehen. Philadelphia liefert den traurigen Beweis davon. Alle Einzelnheiten dieser Gräuelscenen, in wieweit sie bisher bekannt sind, Ihnen hier wieder zu geben, ist meine Hand und ich möchte sagen mein Herz zu schwach. Menschenleben sind viele verloren, — Frauen und Kinder in den Flammen umgekommen, andere obdachlos geworden und der Wuth und dem Spotte ihrer Feinde ausgesetzt. Diese Schreckenscenen wurden herbeigeführt am Montage, dem 6. Mai, während einer Versammlung der Nativisten, wo diese es besonders gegen die eingewanderten Irländer abgesehen hatten. Es kam zu einem Handgemenge und Tumulte zwischen beiden Parteien. Die Irländer jedoch, schwächer an der Zahl, mußten sich in ihre Häuser zurückziehen. Am 7. schoß man von beiden Seiten mit Feuergewehren. Die Irländer beschossen ihre Gegner von den Häusern aus und die Natives — um ihrer Bosheit und Rache Luft zu machen — steckten diese Häuser in Brand! — Und dieses war das Signal zu noch größern Verwüstungen, die bald darauf folgten. Die Irländer mußten ihre Häuser aufgeben und ihre Rettung in der Flucht suchen. Viele, die in den Flammen nicht umkamen, wurden von den Natives niedergeschossen. Am 8. durchzogen diese letztern wüthend die Straßen, den wilden Bestien gleich, die, wenn sie gereizt werden und Blut sehen, Tod und Verderben um sich verbreiten, so auch diese. Sie zogen hin, um die St. Michaelskirche anzuzünden, und es geschah; die Kirche nebst dem Pfarr- und Schulgebäude wurden niedergebrannt. Die zur Hülfe herbeieilenden Feuerleute wurden zurückgehalten, zu löschen. Am Abende des 8. gelang es dieser barbarischen Menge die schöne St. Augustinuskirche trotz einiger Gegenvorkehrungen der Behörden in Brand zu stecken. Welche Schreckensscenen hiebei vorgekommen, läßt sich kaum beschreiben. Das Feuer, das, wie man schreibt, Anfangs nur langsam um sich greifen wollte, wurde von den Natives durch herbeigeholte Bretter und Holz unterhalten. Bald jedoch stand die ganze Kirche in Feuer und die Flamme schlug himmelhoch empor. Der Glockenthurm war der letzte Theil der Kirche, den das Feuer ergriff. Die Uhr schlug noch ein Mal 9 und 10 Minuten später stürzte sie herab. Das Kreuz auf dem Thurme, das ebenfalls bis zu diesem Augenblicke gestanden und am längsten der Wuth der Zerstörung widerstanden, fiel auch endlich herab; und — was wird Ihr Herz fühlen, wenn Sie hören: „der Fall dieses Kreuzes wurde von der untenstehenden verblendeten Menge mit einem lauten Freuden- und Hurrahgeschrei begrüßt!" — Fürwahr! ein wahres Triumphgeschrei der Hölle, wo jener Freudenruf mit gleichem Jubel wird wiedergetönt haben. — Von diesem Bilde „des Gräuels der Verwüstung an heiliger Stätte" lassen Sie sich hinweg zu einem andern führen. Es ist die Zerstörung und Verbrennng einer schönen prachtvollen Bibliothek an der Kirche zu St. Augustin, so wie die Zerstörung des dazu gehörigen Pfarrhauses. Die Bücher der Bibliothek, deren Werth auf 30 bis 40,000 Dollar angegeben wird, wurden von den Aufrührern auf die Straße geschleppt und mit Jubel verbrannt. — Viele Häuser sind außerdem noch niedergebrannt. — Drei Tage lang dauerte auf solche Weise eine Verwüstung und Zerstörung, deren bloße Erzählung einen jeden Freund der Ordnung mit Entsetzen, Abscheu und Bangigkeit erfüllt. — Sind denn aber keine Behörden, ist keine Polizei in diesem Lande? So werden Sie vielleicht und viele, die von diesen Dingen hören, fragen? Wohl sind solche da; allein leider, daß bei solchen Ereignissen die amerikanischen Behörden keine eigentliche Gewalt haben oder oft nicht haben wollen, um bald zu Anfang solche Excesse zu unterdrücken. Sie gehören oft oder gewöhnlich selbst solchen Parteien an. — Erst als man sah, daß das Leben und das Eigenthum eines jeden Bürgers nicht mehr sicher sei, schritt man energisch ein. Die Stadt wurde endlich nach 3 Tagen, als man sah, daß man auf andere Weise die Aufrührer nicht bändigen konnte, unter Kriegsgesetz gestellt und das Militär erhielt strengen Befehl, unter jeden Haufen von Menschen zu schießen, die sich nach gethaner Aufforderung binnen 5 Minuten nicht von einander begeben wollten. Alle übrigen kathol. Kirchen wurden mit starken Militärbesatzungen bewacht. Man hatte versucht, auch die Kathedrale zu St. Johann

und eine Kirche der heil. Jungfrau zu zerstören, durch die Bemühungen des daselbst mit seinen Truppen wachhabenden Generals wurde dieses Vorhaben jedoch vereitelt. — So weit gehen bis jetzt die Berichte. Wir wollen hoffen, daß diese Schreckensdinge vorüber seien. Jedenfalls wird für die Gegenwart die Sicherheit in Etwas hergestellt sein. Was aber die Zukunft noch bringen wird, das müssen wir in Geduld erwarten. Sollten die Nativisten in ihrem Uebermuthe weiter gehen und am Ende auch in andern Städten ein solches Feuer der Zerstörung und des Aufruhrs anfachen, dann ist allerdings nicht abzusehen, wohin das führen sollte. Allein der bessern Einsicht des größern Theils amerikanischer Bürger vertrauend und auf die Vorsehung Gottes bauend, wollen wir das Beste hoffen, und Gott bitten, daß er seiner Kirche und ihren Kindern beistehe. Beten Sie mit uns, daß der Herr Alles bald zum Besten lenke.

Obige Berichte sind in Kürze entnommen den uns bis jetzt zugekommenen Philadelphia-Blättern, deren Herausgeber selbst Augen- und Ohrenzeugen von jenen Dingen waren, worüber wir eben berichtet.

Auf der ersten Seite dieses Papieres sehen Sie eine Abbildung von Cincinnati. Von einigen hier sichtbaren Gebäuden habe ich den Namen nebenan gesetzt.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eine nähere Beschreibung der Consecration der Hochwürdigsten Bischöfe der Herren Henni und Reynolds mitzutheilen. Wegen Mangels an Raum muß ich es jetzt schon unterlassen. Bei dieser Feierlichkeit, die in Cincinnati am 19. März Statt hatte, waren gegenwärtig der Hochw. Bischof **Flaget** von Louisville, ein ehrwürdiger Greis von 81 Jahren, der an Würde und äußern Aussehen in der That einem Kirchenvater der ersten Jahrhunderte gleicht. — Bischof **Miles** von Nashville, Bischof **O'Connor** von Pittsburg, erst kürzlich in Rom consecrirt, und der Hochw. Bischof **Purcell** von Cincinnati. Eine Menge Priester aus verschiedenen Diözesen waren zu dieser Feierlichkeit herbeigeeilt. Herr Henni ist bereits nach seinem neuen Bischofssitze Milwakie am Michigon-See abgereis't; Herr Heiß, mein Reisegefährte von Europa, ist mit ihm gezogen. Beide Herren besuchten mich hier in Columbus, als sie auf dieser Reise begriffen waren. — Was ich in Colombus jetzt von Tag zu Tag immer drückender fühle, ist das Bedürfniß einer neuen, geräumigen Kirche; allein ebenso sehe und fühle ich es auch, daß wir durch unsere eigenen Mittel nicht im Stande sind, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Fast alle Glieder der Gemeinde sind arm. Wenn es möglich ist, so suchen Sie uns, im Fall wir an den Bau einer neuen Kirche gehen, zu Hilfe zu kommen. Wäre die Entfernung nicht so groß, die uns getrennt hält, und wären keine so große Kosten damit verbunden, so wollte ich gerne selbst nach Schlesien eilen, und dort von Thüre zu Thüre gehen, um die Herzen der Mildthätigen um eine Unterstützung zu bitten; in hiesigen Landen ist dies für solche Zwecke nichts Ungewöhnliches, allein unter gegenwärtigen Umständen muß dies vor der Hand unterbleiben. Ein Weg, wodurch Sie uns vielleicht einst zu Hülfe kommen könnten, wäre der, daß Sie an den Missionsverein in Lyon schrieben und ihn aufforderten, uns für obigen Zweck durch eine Beisteuer zu helfen. Herrn Hammer, der gegenwärtig von Europa hieher zurückkehrt, sind für die Marienkirche in Cincinnati 10,000 Franken zugesichert worden. Ich denke, daß ihm dies die Herren in München ausgewirkt haben. — Ich schreibe dies jedoch nur im Vertrauen auf ihre gütige Nachsicht und bessere Einsicht; nicht als ob ich jetzt ein Verlangen an Sie stellte, sondern nur, um sie zu ersuchen, uns, wenn die Umstände es erlauben, beizustehen. Zu seiner Zeit würde ich Ihnen darüber noch mehr schreiben.

Herr v. **Raumer**, begleitet von seinem Sohne, bereis't gegenwärtig die Vereinigten Staaten, um, wie man sagt, eine Geschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben. Ende April war er in Washington. — Das Wetter war hier Anfang April schon sehr warm. Wir hatten in der ersten Hälfte dieses Monats öfter 86° bis 90° Fahrnheit. Alle Bäume waren schon im April abgeblüht. Der Mai ist kühler.

Grüßen Sie alle meine Gönner, Freunde und Bekannten in Breslau, mit denen Sie zusammen kommen, besonders Ihre lieben Angehörigen. Beten Sie für uns und besonders dafür, daß der Herr Arbeiter in seinen Weinberg sende, die **ausdauern** und **nicht müde** werden im Gutesthun rc.

Wilh. Schonat,
Pastor of the cathol. congregation
at Columbus. Ohio.

Diöcesan-Nachrichten.

Breslau, 29. Juni. Heut, am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus, hat Se. Bischöfliche Gnaden, der Hochwürdigste Bischof von Diana, Weihbischof von Breslau, Capitular-Vikar und Bisthums General-Administrator Herr **Daniel Latussek** nach Beendigung des Hauptgottesdienstes in der Kathedrale den in der Kirche zum heiligen Kreuz versammelten Firmlingen, wohl über 1500 Personen, das heilige Sakrament der Firmung gespendet, nachdem Hochderselbe in einer eben so herzlichen als kräftigen Ansprache über die Bedeutung und Wirkung dieses heil. Sakraments die Anwesenden erbaut hatte.

Breslau, 1. Juli. Da die hohe landesherrliche Genehmigung zur Errichtung unseres **katholisch-theologischen Konvikts** noch nicht angelangt ist, diejenigen Geistlichen und Laien aber, welche für diese Anstalt sich lebhaft interessiren, schon längst nach deren Eröffnung verlangen, so wurden von den **einstweilen** zu einem Privat-Verein zusammengetretenen Betheiligten am heutigen Tage **zwanzig** Studirende der kathol. Theologie in ein zu diesem Behufe gemiethetes Haus (Sterngasse, zum „Segen des Herrn") aufgenommen, woselbst sie unter Leitung des vormaligen Herrn Kaplan Maliske in freundlichen, zweckmäßig eingerichteten Zimmern ihren Studien ungestört obliegen werden. Ihr Verhältniß zur Universität und namentlich zur kathol.-theol. Fakultät erleidet hierdurch keine Veränderung. Die Namen der Aufgenommenen sind: Franz Krause, Heinrich Görlich, Wilhelm Hilbert, Franz Enselein, Joseph Henke, Ernst Hübner, Carl Kraus, Jeseph Langer, Julius Schramm, Theodor Otto, Joseph Bartsch, Joseph Bögner, Theodor Hirschberg, Adalbert Möser, Carl Noske, Emil Schiel, Carl Dittrich, Johann Hartelt, Julius Perry, Seraphin Scholz.

Diejenigen Herren Subscribenten, welche dem Privatvereine bereitwillig sich angeschlossen, und ihre Beitäge für das laufende Jahr noch nicht eingezahlt haben, werden um deren Einsendung an den Curatus zu St. Matthias, Herrn Jammer, ersucht.

Breslau, 29. Juni. Wie in Breslau Glaubens- und Gewissensfreiheit geübt wird, mag folgende Thatsache beweisen. Die katholische Wittwe des verstorbenen protestantischen Maurerpoliers H. hat zwei Kinder, ein Mädchen von 14 und einen Knaben von 10 Jahren. Beide haben bisher kathol. Schulen besucht, da die kathol. Mutter, welche für den Unterhalt der Kinder sorgen muß, auch ihre Kinder in ihrem, d. i. dem katholischen Glauben, erziehen will, und dies um so mehr, da es ihr unmöglich sein würde, dieselben in einem ihr fremden und unbekannten Glauben zu unterweisen. Zwar hat man früher schon zu wiederholten Malen die verw. H. durch Strafandrohungen und durch wirklich verhängte Strafen (wozu auch, wie dem Referenten berichtet wurde, die Verweigerung und Zurückhaltung von Erziehungsgeldern aus den Interessen eines kleinen Kapitals, das die Kinder von dem Vater geerbt haben, gehört) dazu zu bringen gesucht, ihre Kinder aus den kathol. Schulen herauszunehmen und in protestantische zu schicken; allein die Mutter weigerte sich bisher standhaft, in dieser Weise gegen ihr Gewissen zu handeln und ihre mütterlichen Pflichten rücksichtlich der religiösen Erziehung ihrer Kinder zu verletzen. In Folge dieser Weigerung war der verw. H. früher schon und von Neuem unter dem 7. März d. J. angedroht worden, daß ihr die Erziehung ihrer Kinder gänzlich genommen werden würde. Mit Bangigkeit sah die geängstigte Mutter täglich dem Augenblick entgegen, da auch diese Drohung erfüllt und ihr die Kinder wirklich genommen werden würden. Um jedoch von ihrer Seite den gesetzlichen Forderungen zu genügen, brachte sie ihre Tochter L. H. zum Herrn Senior B. und bat ihn, dieselbe zum Besuch des Religionsunterrichtes zuzulassen. Am 18. März wurde diese auch wirklich in den Confirmanden-Unterricht bei demselben protestantischen Geistlichen aufgenommen. Diesen Unterricht besuchte sie bis zu ihrem 14. Jahre, welches sie am 20. April vollendete. — Nun hoffte die Mutter von allem weiteren Drängen, wenigstens rücksichtlich des Mädchens, befreit zu sein, da dieses jetzt das gesetzliche Alter erreicht hatte, wo sie über die Wahl der Confession selbst entscheiden konnte. Dazu kam noch, daß Se. Excellenz der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten unter dem 3. März ein Rescript erlassen hatte, welches unter dem 18. dess. Mon. von der hiesigen königl. Regierung veröffentlicht worden ist, wonach aller Zwang bei der Wahl der Schule ausgeschlossen und die „religiöse Unterweisung" vorerst den Eltern überlassen sein soll. Aber wie sehr ward die wegen der religiösen Erziehung ihrer eigenen Kinder schon so vielfach bedrängte Mutter enttäuscht. Plötzlich und unerwartet wurden die früher gemachten Drohungen zur Ausführung gebracht. Denn am Donnerstage, den 20. Juni, Nachmittags, erschienen auf einmal der protestantische Vormund der Kinder, R., der Executionsinspector P., ein Armendiener und später noch ein Polizeibedienstete in der Wohnung der H., welche, ohne der Mutter irgend eine schriftliche Autorisation vorzuweisen (die ihr auch auf späteres Ersuchen verweigert wurde), das Mädchen wie den Knaben von der Mutter wegführten und zu einem Professionisten auf der kleinen Groschengasse zur Pflege überbrachten. — Wir begnügen uns, hier den bloßen Thatbestand der wirklichen unfreiwilligen und executorischen Wegnahme und Wegführung solcher Kinder von ihrer Mutter, die nach dem Willen der katholischen Mutter katholisch und nicht protestantisch erzogen werden sollen, mitgetheilt zu haben, und überlassen das Urtheil über ein solches Verfahren dem Leser selbst, ohne uns auf die Frage einzulassen, ob es gesetzlich oder ungesetzlich sei. Nur das müssen wir noch erwähnen, daß diese doch gewiß äußerste Maßregel selbst da noch verhängt wordell ist, wo das eine der weggeführten Kinder bereits zwei Monate über 14 Jahr alt war. Auch die Bemerkung wollen wir nicht zurückhalten, daß, als wir von der geschehenen Wegnahme der Kinder zuerst hörten, wir unwillkührlich an den Vorfall, der sich im vorigen Jahre mit einem Judenmädchen in Jassy ereignet und bei welchem sich der preußische Consul Ritter Neugebauer sehr ehrenwerth und rühmlich bekannt gemacht hat, erinnert und zu einer Vergleichung gedrängt wurden.

Z.

Strehlen, im Juni. „Gott sei Dank, daß wir doch jetzt das Kirchenblatt haben!" So ruft wohl so Mancher in der jetzt so bewegten Zeit, der es mit seinem Glauben gut meint. Es ist allerdings traurig, daß dasselbe nebst der Haupttendenz der religiösen Erbauung auch zugleich zur Abwehr mancherlei Unrathes dienen muß; aber — „Gott sei Dank, daß wir's haben!" Es bringt doch fast in allen Nummern gar so viel Gutes und Liebes aus der Diözese. Darum ist es hohe Zeit, daß es auch von hier aus eine dankbare Stimme aufnehme über so viel Gutes und Liebes, was sich — und daran hat das Kirchenblatt auch seinen Antheil von Anregung — im Laufe dieses halben Jahres gefunden hat. Im Spätherbst begannen einige Bürger eine Sammlung auf rothe und weiße Ministranten-Röcke, wahrlich viel gewagt in einer kleinen armen Gemeinde! Aber zur Auferstehung waren sechs Ministrantenröcke von Tuch mit eben so vielen weißen Röckchen fertig und zwar auch unentgeldlich gearbeitet. Zu derselben Zeit brachte ein Bürger 30 Thlr., bald darauf seine Frau gleichfalls 10 Thlr. zur Anschaffung zweier Fahnen, namentlich für die erste Abendmahlsfeier (nicht Confirmation) der Kinder, — und am Bußtage schwebten diese Fahnen von rothseidenem Damast und goldenen Spitzen um die neuen Bilder (der Christusknabe mit dem Kreuze, der kleine Johannes mit dem Lamme, die schmerzhafte Mutter und ein Ecce homo) vor der Schaar der Katechumenen zur Kirche. Während deren Besorgung hatten mehrere Damen weißen Atlas zu einem Velum geschenkt, und die hochwürdigen Ursulinerinnen zu Breslau besorgten den übrigen Schmuck: eine prächtige Goldstickerei in der Mitte, goldene Spitzen an den breiten und dergl. Franzen an den schmalen Seiten, worauf obige 10 Thlr. verwendet wurden, — und am Frohnleichnamsfeste ward es zum erstenmale gebraucht. An demselben Tage lagen zwei neue prächtig gestickte Polster auf dem Hochaltare, wozu sich ganz im Stillen ein Jungfrauen- und Frauen-Verein gebildet, der am dritten Tage bereits über 15 Thlr. zusammengebracht hatte. Was doch der Eifer vermag, wenn er aus solcher Liebe entspringt! Außerdem ist die Kirche durch das freundliche Anerbieten des Schieferdeckers, mit Hilfe anderer wackerer Bürger, unentgeldlich ausgestaubt worden, wodurch sie an Freundlichkeit sehr gewonnen hat. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Sammlung zur Herstellung einer neuen Orgel immer fortgeht, und doch bisweilen einigen Zufluß erhält, so wie, daß der seit Neujahr bestehende Missions-Verein achtzig und einige Mitglieder zählt. Der Unterzeichnete erfüllt eine süße Pflicht wenn er für so viele Gaben der Liebe, auch für das im Stillen Gewirkte (z. B. 4 Blumenstöcke, Lichter zum Kreuzwege u. s. w.) hiermit öffentlich seinen gerührtesten Dank ausspricht. Gott aber, der alle freundlichen Geber lieb hat, wird solche Geschenke nicht unvergolten lassen, womit eine Gemeinde ihre Liebe zur Zierde ihres Gotteshauses beurkundet.

F. X. Görlich.

Die Erklärung des Redacteurs der Barmer Zeitung, wodurch derselbe auf das Entschiedenste gegen die Mäßigkeitsvereine sich ausspricht, weil selbige der Unterstützung von Staat und Kirche sich erfreuten, verpflichtet den Unterzeichneten zu einer ernsten Erwiederung. Jene Erklärung ist bedeutsam, minder an sich, indem sie nur das Resultat jener seichten Modepolitik, die sich ein Volk construirt, isolirt von Regierung und Kirche, als deshalb, weil sie die Ansicht fast aller Rheinischen Blätter sich zu nennen wagt und mit Blitzesschnelle ohne Kommentar oder Widerlegung den Kreislauf durch die ganze deutsche Journalistik gemacht hat. Sollte es denn wirklich so weit mit uns gekommen sein, daß selbst das allseitig als gut Anerkannte aufhörte, in der deutschen Presse eine Unterstützung zu finden, so wie es das Glück oder Unglück hätte, vom Staate oder von der Kirche erfaßt und begünstigt zu werden? Wie weit wäre es denn hiervon bis zur Verwirklichung jenes furchtbaren Bekenntnisses in den Briefen des Junius „Every thing is good, if only a thorn in the Kings side?“

Nein, dieses kann, dieses darf nicht der Fall sein, die deutsche Presse wird im wohlverstandenen eigenen Interesse diese schamlose Beschuldigung dadurch Lügen strafen, daß sie dem Kampfe gegen die Branntweinpest als einer wichtigen Zeiterscheinung ihre ernsteste Aufmerksamkeit widmet. — Wenn die „Barmer Zeitung“ ihr unkluges Manifest damit beschönigen will, daß sie sagt, die Unterstützung, welche der Mäßigkeitssache werde, beweise, daß selbige dazu erkoren sei, die öffentliche Aufmerksamkeit abzulenken von dem eigentlich wunden Fleck im Volksleben, so beweis't dies nur, daß sie unser Streben nicht kennt oder nicht kennen will! Wir, d. h. diejenigen, welche nicht sowohl mit tönenden Worten, als mit unserer ganzen Lebensthätigkeit und Opfern jeglicher Art das Beste des Volkes durch Vernichtung der Branntweinpest bezwecken, wissen sehr wohl, daß durch Ausrottung des Bösen noch keinesweges sofort das Gute begründet wird, darum auch schloß ich meinen Aufruf, dem Gott reiches Gedeihen verliehen hat, mit den unser Streben bezeichnenden Worten:

„Nur dann, wenn alle Stände und alle Confessionen treu einig einander die Hand bieten, kann etwas wahrhaft Großes geschehen, denn gewiß ist es, daß derlei Vereine sich nicht blos darauf beschränken dürfen, dem Elenden vom erstarrten Munde das Schnapsglas wegzureißen, sondern den Trunkenbold als Christen, Menschen und Bürger behandeln sollen. Die Geistlichen müssen ihn belehren und bekehren; wir Laien beschäftigen und erziehen, damit der Staat ihn nicht als hors de la loi betrachte und dadurch den Grund lege zum Zelotismus unsrer Zeit, den Proletariern.“

Nirgends in Deutschland, ja nirgends selbst in Amerika und Irland haben die Enthaltsamkeitsvereine einen so großartigen Aufschwung genommen, als in der Provinz Oberschlesien, und nirgends in der Welt war die Bevölkerung so tief im Trunke versunken, wie eben dort. — Und woher diese wunderbare Erscheinung? Weil diese Bewegung selbstständig vom Volke selbst ausgegangen ist, und weil eine würdige Geistlichkeit, in und mit dem Volke lebend, das gottlob noch vorhandene religiöse Element zur Förderung dieses praktischen Zweckes benutzt hat. Bei uns kommt es Niemanden in den Sinn, mit Himmelsmanna den hungrigen Magen betäuben zu wollen und dem Armen die Gegenwart zum Fegefeuer umzuwandeln gegen eine Anweisung auf das jenseitige Paradies. Nein wir wollen ihn dem Fluche des Branntweins entreißen, weil dieser das wuchernde Unkraut ist, welches bislang das materielle wie das geistige Gedeihen unsres Volkes unmöglich machte, aber darum wähnen wir noch nicht, daß der Boden von selbst mit besseren Saamen sich bestellen werde, oder gar sofort reiche Erndten darbauen könne.

Wenn die Barmer Zeitung durch die Enthaltsamkeitsvereine eine verderbliche Minister- und Pfaffen-Herrschaft sich begründen sieht, so muß sie, wie schon in Bezug auf den andern Punct nachgewiesen, unser Streben nicht kennen, oder absichtlich verkennen. Bis jetzt ward uns vom Staate noch keine wesentliche Unterstützung und wir begehren sie auch nur im laisser faire und in so weit, als sie uns dazu dienen soll, den niederen Klassen für den entzogenen Brandwein, ein andres wohlfeiles und gesundes Surrogat zu verschaffen, warauf hinzuwirken uns theils die aus dem Christenglauben hervorgehende Ueberzeugung bestimmt daß der Arme trotz uns ein Recht auf Genuß hat, theils auch die Erfahrung, daß also nur die Sache Bestand haben kann. Was aber den pfäffischen Einfluß anlangt, so lehrt uns die Vernunft wie die Erfahrung, daß wohl der in der Armuth, dem Trunke und der Sünde versunkene Mensch, nicht aber der wohlhabende und eben daher selbständigere, der Macht des Aberglaubens unterworfen wird. — Mit dem Fleiß und Wohlstande ist die bessere Erziehung, mit dieser die höhere Bildung und geistige Freiheit eng verbunden. Der elende, körperlich, wie geistig zerrüttete Trunkenbold mag in der Form das Wesentliche, im Ablasse die Absolution zu erfassen wähnen, aber nicht also der fleißige und wohlhabende Mann, bei dem Gesundheit von Geist und Körper Hand in Hand gehen. — Ob confessionelle Auswüchse, ob unlautere protestantische und katholische Eiferer die Enthaltsamkeitvereine hie und da fördern, weiß ich nicht, — zum Mindesten aber dürfte deren mir unbekannter Einfluß auch nur gering sein, — das aber weiß ich und kann mit Zuversicht ich behaupten, daß selbst dieses nicht schaden, sondern nur nützen würde. Denn darin eben besteht das unergründliche Geheimniß der göttlichen Weltordnung, daß das Gute selbst von denen herbeigeführt werden muß, die da es nicht wollen, denn wie wenig Großes, wie wenig Gutes geschähe, wenn nur die Großen und Guten es zu bewirken vermöchten.

Hienach bin ich überzeugt, daß die gesammte deutsche Presse die Vertilgung der Brandweinpest pflichtgemäß sich angelegen sein lassen wird, weil selbige die Grundbedingung zur materiellen und sittlichen Hebung der niederen Klassen die conditio sine qua non zur Abwendung einer großen Gefahr enthält. Sollten jedoch einzelne Organe derselben dieses zu thun verschmähen, so würden sie von der öffentlichen Meinung dazu gezwungen werden, denn wir kennen gottlob keine Despotie einer Partheien-Presse, welche durch vornehmes Ignoriren einer Ansicht dieselbe zu unterdrücken vermag.

Ich erwarte von der Rechtlichkeit derjenigen Journale, welche den Angriff der Barmer Zeitung aufgenommen, daß sie auch diese meine Erwiderung inseriren werden, die Andern bitte ich darum im Interesse der Sache.

Pschowr, in Ober-Schlesien.

Wit von Dörring.

Aus Niederschlesien. Die Schlesische Zeitung Nro. 144 l. J. bringt aus der allgemeinen Preuß. Zeitung, und diese aus der Barmer Zeitung folgendes Geständniß:

So schlimm die Branntweinherrschaft auch ist, — so ist Ministerherrschaft — so ist Priesterherrschaft doch noch schlimmer. So weit die Zeitungen. Deutlicher ist wohl die Grund-

Idee des Ultra-Liberalismus noch nicht ausgesprochen worden, denn unter »Minister« kann sehr leicht auch der höchste Machthaber des Staates verstanden und substituirt werden, und es tritt hervor, was in Frankreich so viel Blut kostete, »um jeden Preis unterdrücket den Einfluß der Kirche und der monarchischen Elemente, das Uebrige wissen wir dann.« Als die Kirche noch nicht gegen den Branntwein kämpfte, da waren es die Wallfahrten, Ablaßtage ꝛc. mit einem Worte, Veranstaltungen der Kirche, die, wie man klagte, zum Branntweingenuß Veranlassung gaben; — jetzt, da die Kirche aus sich Heilmittel findet, und als Arzt der Völker sich auch hierin bewährt, wird diese Wohlthat ihr zum Nachtheil angerechnet, und der hierdurch errungene Segen gewaltsam zurückgewiesen. Demnach steht es fest, von dieser Seite ist keine Versöhnung zu hoffen, und jede Akkomodition wäre Verrath an der eigenen Kraft; lasset also die Todten ihre Todten begraben.

Breslau, 24. Juni. Heute, als am Tage des heil. Johannes des Täufers, wurde von den Studirenden der kathol. Theologie ihrem allverehrten Lehrer, dem Fürstbisch. Consistorialrath und Prof. Dr. Baltzer ein Fackelzug gebracht und es war erfreulich zu bemerken, wie in der so regen und lebendigen Theilnahme an demselben die unbegrenzte Liebe und Verehrung, welche dem Herrn Prof. *B.* von seinen zahlreichen Zuhörern gezollt wird, sich kund gab. Nachdem drei Abgeordnete den Gefeierten in seiner Wohnung begrüßt und anstatt eines sonst üblichen Fest-Gedichtes einen Lorbeerkranz ihm überreicht hatten, trat der Herr Professor in die Mitte seiner Commilitonen *) und richtete derselbe ungefähr folgende Worte an sie: „Die feierliche Ehrenbezeugung, welche Sie mir, meine verehrten Commilitonen und Freunde, heute darbringen, muß mich tief ergreifen. Indem ich sie mit dankbarem Gefühle und treuem Gemüthe annehme, bin ich weit entfernt, meine Persönlichkeit als den Mittelpunkt dieser höchsten feierlichen Ehrenbezeugung anzunehmen. Es ist nur die Sache der Kirche, der es gilt, deren Vertreter ich bin. Für diese habe ich zu dienen, für sie bin ich berufen und darin muß jede persönliche Rücksicht schwinden; denn sie ist von solcher Hoheit und Heiligkeit, daß jeder wahre Priester darin allein sein Glück und seine Befriedigung finden muß. Sie ist's, welche den Himmel zur Erde verpflanzt und die Erde zum Himmel; darin haben wir die Mutter für die himmlischen Ideale. In dieser Rücksicht ersuche ich Sie, verehrte Commilitonen, in meinen Ausruf mit einzustimmen: Die Sache der Kirche, sie lebe hoch! — Sie alle, verehrte Commilitonen, sind berufen, in der Zukunft für die Kirche zu wirken. Ihr warmes Herz muß ebenfalls dafür schlagen; auf Sie ist mitgerechnet. Es ist viel Arbeit und in dieser Arbeit sollen auch Sie, sei es in größerm oder kleinerm Wirkungskreise, sich thätig erweisen, denn in Ihnen sind die Hoffnungen der Kirche enthalten. Daher bitte ich Sie, verehrte Commilitonen, in meinen Ruf mit einzustimmen: Die Commilitonen der kathol.-theol. Fakultät leben hoch! — Die Sache der Kirche ist keine Parteisache; wer sie so auffaßt — die größte Beleidigung wäre dies! Die Sache der Kirche ist Sache der Menschheit. Wer darin im wahren Sinne arbeitet, fördert auch sie. In den Universitäten sehen wir die Pflanzschulen für Kirche und Staat, und unter diesen steht obenan unsere Alma Viadrina. Daher ersuche ich Sie, verehrte Commilitonen, in meinen Ruf mit einzustimmen: Die Breslauer Universität in allen ihren Lehrern und Commilitonen lebe hoch!"

Herrn Prof. *B.* vielfache und bleibende Verdienste um die Sache der kathol. Kirche, um die Förderung der Wissenschaft, um die Heranbildung eines gediegenen, ächt christlichen Clerus durch Wort und Beispeil hier schildern zu wollen, wäre wol überflüssig, da diese allgemein anerkannt sind. Möge er nur noch recht lange mit rüstigen Kräften wirken für die Sache unserer heil. Religion, und als tüchtiger Werkmeister bauen helfen an dem heil. Dome, von dessen Thurm herab das hehre Glaubens-Kreuz sieg- und heilverkündend winkt und eine schöne Zukunft verheißt.

*) Nachdem ihm folgendes Hoch ausgebracht war: „dem Manne, der uns auf der Bahn zur Wahrheit eine Leuchte, im Leben ein rathender Freund ist, dem Helden in Wissenschaft und Glauben erschalle ein feuriges Hoch!"

Todesfälle.

Den 7. Juni starb der Schullehrer und Organist Joseph Walloschek zu Lenschütz, Koseler Kr., in dem Alter von 52 Jahren an Brustentzündung. — Den 26. d. M. starb der Pfarrer und jubil. Priester Franz Langenickel in Kathern, Breslauer Kreis. — Den 27. d. M. starb im Kloster der barmherzigen Brüder in Breslau der Ordens-Conventual und Koch Vincentius Fuß an Alterschwäche.

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Den 30. Mai. Der bisherige Pfarradm. Karl Mommert in Ullersdorf bei Liebenthal als Pfarrer das. — Den 11. Juni. Der bish. Kap. Karl Kasobki in Kuttlau bei Gr.-Glogau zum Pfarradm. daselbst. — Den 18. d. M. Der bish. Lokalist Franz Schebera in Dziergowitz bei Kosel als Pfarradm. in Wieschowa, Kr. Beuthen. — Der bish. Kap. Nikolaus Kalawy in Goschütz bei Festenberg als Pfarradm. in Rudelsdorf bei Poln. Wartenberg. — Der Weltpr. Georg Jachnik als Kap. in Goschütz.

Für die Missionen:

Aus Ellguth-Turawa 10 Thlt., Schweidnitz durch H. Kapl. Suchlich 4 Thlr. 5 Sgr., d. H. Kapl. Hauptstock 6 Thlr., Neuland bei Neisse 7 Thlr. 15 Sgr., Reichenbach 11 Thlr., Breslau 1 Thlr. 15 Sgr., Liegnitz 2 Thlr., Neisse 1 Thlr., ungenannt 1 Thlr., ut inhabitemus in corde sctr D. J. C. 3 Thlr., Wilxen 2 Thlr. 5 Sgr., Gr.-Glagau und Sieglitz 9 Thlr. 16 Sgr., Grüssau und Umgegend 10 Thlr., Trebnitz 47 Thlr. 18 Sgr., Backwitz, 15 Thlr., Namslau 1 Thlr., Schwyrz 9 Thlr. 24 Sgr. 6 Pf., Eckersdorf 5 Thlr., Stürzendorf 2 Thlr. 13 Sgr., Proschau 3 Thlr. 15 Sgr. 2 Pf., Kaulwitz 3 Thlr., ebendaher 1 Thlr., Frau Opatz 13 Sgr., Strehlen 13 Thlr., 25 Sgr., ebendaher von W. Brückner 7 Sgr., 6 Pf., desgleichen H. Kretschmer 15 Sgr., Breslau 2 Thlr. 26 Sgr. 6 Pf., von Schulkindern zu Chronstau 23 Sgr. 6 Pf., Fr. a. B. in Bresl. 2 Thlr., Ingramsdorf 3 Thlr. 5 Sgr., ebendaher 2 Thlr. 7 Sgr.

St. Leubus 7 Thlr. 19 Sgr., Alt-Läß 6 Thlr. 21 Sgr.

Die Red.

Für die kathol. Schule in Spandau:

Aus Gr.-Glogau 16 Thlr. 24 Sgr.

Maschinen-Druck von Heinrich Richter, Albrechts-Straße Nr. 6.